

Zeitschrift: Jugend und Sport : Fachzeitschrift für Leibesübungen der Eidgenössischen Turn- und Sportschule Magglingen
Herausgeber: Eidgenössische Turn- und Sportschule Magglingen
Band: 29 (1972)
Heft: 11

Artikel: Ohne Fairness stirbt der Sport
Autor: Herzog, Maurice
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-994796>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ohne Fairness stirbt der Sport *

Maurice Herzog

Es war während der Olympischen Winterspiele in Innsbruck 1964. Die italienische Zweierbobmannschaft unter Führung des Meisterfahrers Eugenio Monti absolvierte ihren letzten Lauf. Ihre vorherigen Zeiten waren ausgezeichnet gewesen, aber das erstklassige englische Team, das als nächstes starten sollte, hatte gute Aussichten, Monti zu schlagen. Als die Zeit der Italiener bekanntgegeben wurde, brach Jubel los. Jetzt musste den Engländern ein Wunder gelingen, wenn sie Monti die Goldmedaille noch abjagen wollten.

Gespannt stand Monti am Ziel und erwartete die Ankunft des englischen Schlittens. Die Zeit verstrich. Da ist doch irgend etwas nicht in Ordnung, dachte Monti plötzlich. Und tatsächlich — am englischen Fahrzeug war ein Teil gebrochen, die Mannschaft hatte keinen Ersatz zur Hand und sah sich deshalb zum Aufgeben gezwungen. Ohne zu zögern, beugte sich Monti über seinen Bob, baute das benötigte Teil aus und sandte es zu den Engländern hinauf. Kurze Zeit später rasten sie über die Ziellinie. Ihre Zeit wurde angezeigt, und abermals tobten die Zuschauer. Montis ritterliche Geste hatte ihn die Goldmedaille gekostet. Gleichwohl war er der erste, der den Briten gratulierte.

In der Vergangenheit hat es nicht an Versuchen gefehlt, solchen Sportgeist durch Auszeichnungen und Richtlinien zu fördern. Im 19. Jahrhundert stellte der Marquess of Queensberry seine Boxregeln auf, um zu verhindern, dass die Kämpfer sich auf unfaire Weise Vorteile verschafften. Die Vereinigten Staaten haben schon seit langem ihre Lady Byng Memorial Trophy; sie wird dem Eishockeyspieler verliehen, der sportliches Können mit sportlichem Verhalten verbindet. Heute dienen der Förderung der sportlichen Fairness die Tokyo Trophy des Internationalen Olympischen Komitees, die Preise des Internationalen Fussballbundes (FIFA) und die nach dem Schöpfer der modernen Olympischen Spiele benannte Fairplay-Trophäe Pierre de Coubertin. Den Coubertin-Preis jenes Jahres erhielt Monti für seine grossmütige Haltung.

Später sagte Monti: «Als ich von meiner Auszeichnung erfuhr, war ich überrascht. Was ich getan hatte, schien mir selbstverständlich. Aber jetzt, nachdem ich mir darüber klargeworden bin, Welch ein Ansporn zu sportlichem Fair play eine solche Ehrung für unsere Jugend sein kann, hoffe ich selber, dass sie mit der Zeit zum begehrtesten Sportpreis werden wird.» Als hätten sich des Geschickes Mächte nicht an Ritterlichkeit und Gerechtigkeit übertreffen lassen wollen, gewann Monti vier Jahre später bei den Olympischen Winterspielen in Grenoble im Zweier- und im Viererbob eine Goldmedaille.

Ich selbst war überglücklich, dass hier wahrer Sportgeist die gebührende Anerkennung gefunden hatte. Mit dem Geist des Fair play, der sich im 19. Jahrhundert zum wesentlichen Element sportlicher Betätigung entwickelt hat, geht es heute leider ziemlich bergab. Die Summen, die bei einigen Sportveranstaltungen unserer Tage auf dem «Spiel» stehen, haben die betreffenden Disziplinen zu Grossindustrien und Sportler manchmal über Nacht zu Millionären gemacht. Internationale Stars wie Pelé, Karl Schranz oder der Golfer Arnold Palmer können in ein paar Jahren mehr Geld verdienen, als die meisten Geschäftsleute in ihrem ganzen Leben zu sehen kriegen.

Da der Sieg so vielen so viel bedeutet, stehen die Sportler unter dem starken Druck, zu gewinnen. Zudem muss ein Sportler von internationalem Rang oft das Gefühl haben, eine Niederlage sei nicht nur eine persönliche Enttäuschung, sondern eine Schande für die ganze Nation. Kein Wunder, dass im Sport von heute oft der Geist des «Siegens um jeden Preis» vorherrscht. Wie es ein amerikanischer Footballtrainer formulierte: «Gewinnen ist nicht nur alles, es ist leider das einzige!»

Wohin das führt, lässt sich bereits absehen. Denken wir an den jüngsten deutschen Fussballskandal. Spieler der achtzehn Bundesligamannschaften können im Jahr bis zu 100 000 Mark verdienen, Spieler der Regionalliga, der zweithöchsten Spielklasse, dagegen nicht mehr als 7200 Mark. Um nicht in die Regionalliga absteigen zu müssen — denn das blüht den beiden Tabellenletzten der Bundesliga alljährlich —, haben einige gefährdete Vereine offenbar andere, besser platzierte Klubs bestochen, sie gewinnen zu lassen. Nach den derzeitigen Untersuchungen ist diese Praxis möglicherweise nicht gerade selten gewesen — eine Wettbewerbsverzerrung in einem Sport, der vom Wettbewerb lebt.

Vor allem anderen verlangt der Sport von den Athleten selbst unwandelbare Achtung vor dem Fair play — definiert als «ideale Harmonie von Stärke und Gerechtigkeit» —, echte Grossmut und den Anstand, unverdiente Siege zu verschmähen. Ein Sportler sollte seinen Gegner nicht als Feind betrachten, sondern als unentbehrlichen Partner im frohen Wettstreit. Eine Rückbesinnung auf diese eigentlichen Ideale des Sports wichtiger denn je.

Es gibt Sportler, denen man das nicht zu sagen braucht. Zu ihnen gehört die amerikanische Weitsprungmeisterin Willye White. Bei den amerikanischen Amateurleichtathletikmeisterschaften 1965 in New York hielt Willye White die Engländerin Mary Rand, die bei den Spielen in Tokio gesiegt hatte, für ihre stärkste Konkurrentin. Doch als sie Mary Rand bei ihren Qualifikationssprüngen beobachtete, merkte sie, dass irgend etwas nicht stimmte. Die Rand sprang schlecht — so schlecht, dass sie nicht einmal die Mindestweite erreichte.

Erstaunt fragte Willye White sie, was los sei. Es stellte sich heraus, dass die Engländerin mit den für sie ungewohnten Bahnmarken nicht zurechtgekommen war und ihre Sprünge falsch kalkuliert hatte. Spontan eilte Willye White zu den Schiedsrichtern und erklärte ihnen den Sachverhalt. Die Unparteiischen zuckten die Achseln: Es tue ihnen leid, aber der Fehler liege bei Mary Rand, da sei nichts zu machen. Doch Willye White gab sich nicht zufrieden, und angesichts ihrer selbstlosen Fürsprache lenkten die Gewaltigen schliesslich ein. Mary Rand erhielt eine zweite Chance, qualifizierte sich und schlug Willye White später. Willye Whites Kommentar hinterher: «Ich wollte genauso gern siegen wie jede andere, aber was hätte ich davon gehabt, wenn ich auf diese Art gewonnen hätte?»

Gewonnen hat dafür der ausgezeichnete jugoslawische Ringer Stevan Horvat. Während der Weltmeisterschaften 1966 im griechisch-römischen Stil erfuhr er, dass seine zwei Hauptrivalen aus technisch-formalen Gründen disqualifiziert werden sollten. Damit wäre ihm die Goldmedaille zugefallen. Aber diesem Sportler lag nur an einem echten Sieg. Er überredete die Wettkampfleiter, die Disqualifizierungen ausser acht zu

* Aus: «Das Beste aus Reader's Digest», Nr. 9/1972.

lassen. Die Kämpfe fanden wie vorgesehen statt, und Horvat errang einen Sieg, der ihm viel kostbarer war als einer, der ihm mehr oder weniger in den Schoss gefallen wäre.

Solche «Kameradschaft im Umkleideraum» ist für die Ideale des Sports lebenswichtig. Aber ebenso, wie Fair play guten Sportgeist unter Gegnern verlangt, setzt es Respekt vor dem Schiedsrichter voraus. In seinem Urteil ist ein Schiedsrichter gewiss so fehlbar wie jedermann. Aber seine Autorität ist in den Spielregeln festgelegt, und wenn die sportliche Begegnung überhaupt einen Sinn haben soll, muss diese Entscheidungsbefugnis vorbehaltlos akzeptiert werden. Bei den Mittelmeerspielen im Oktober 1971 ging mit einem marokkanischen Fussballer sein Temperament durch: Er spie dem Schiedsrichter ins Gesicht. Selbstverständlich stellte der den Spieler vom Platz. Daraufhin drangen mehrere Mitglieder der marokkanischen Mannschaft auf den bedauernswerten Schiedsrichter ein und bespuckten ihn ebenfalls.

Das war kein Einzelfall. Andere, ähnliche Vorkommnisse sind aus der ganzen Welt bekanntgeworden, so beispielsweise kürzlich aus Rio de Janeiro, wo der internationale Ballstar Hercules Brito während eines Spiels von Botafogo gegen Vasco da Gama dem Schiedsrichter vor Wut in den Magen schlug. Und als in Marseille die Heimmannschaft ein Spiel verlor, machten tausend Fanatiker Jagd auf den Schiedsrichter, der schliesslich in einem Polizeiauto vom Feld fliehen musste.

So etwas ist gewiss nicht nötig. Beim Kampf um den Europapokal der Pokalsieger 1965 in Wembley zwischen West Ham United und dem TSV 1860 München hätte die Spannung nicht grösser sein können. Alles nationale Prestige schien vom Ausgang dieses Spiels abzuhängen, und keiner hätte sich gewundert, wenn die Erregung in Gewalt umgeschlagen wäre. Doch während das Spiel seinen Lauf nahm, spürten Aktive wie Zuschauer, dass sich etwas Aussergewöhnliches begab. So hart die Auseinandersetzung auch geführt wurde, stets hing darüber fast greifbar der Geist sportlicher Noblesse. Nach Spielschluss erhob sich das Publikum und applaudierte stehend Siegern, Besiegten und dem Schiedsrichter.

Die Zuschauer können bei einem sportlichen Ereignis eine entscheidende Rolle spielen. Das war zweifellos vergangenes Jahr in Mönchengladbach der Fall, wo der italienische Spitzenklub Inter Mailand auf Borussia-Mönchengladbach, eine der besten deutschen Mannschaften, traf. Bald nach dem Anpfiff warf ein Zuschauer eine Coca-Cola-Büchse nach Mailands Mittelstürmer Boninsegna und traf ihn am Kopf; der Italiener musste ausscheiden. Die Mailänder beendeten das Spiel — das sie hoch verloren — unter Protest. Beim Rückspiel verletzte Boninsegna einen der deutschen Spieler. Die französische Zeitung «France Soir» meinte dazu: «Sicherlich ein grosser Spieler, aber gewiss kein Gentleman.»

Dennoch, in diesem Fall lag die Verantwortung für die leidenschaftliche Reaktion der Spieler bei den Massen auf den Rängen. Sportler können sich dem Einfluss des Zuschauervotums kaum entziehen. Man braucht nur einmal mitzuerleben, wie die Menge tobt, wenn einer von der gegnerischen Mannschaft sich auf einen Straf- oder Freistoss konzentriert, wie sie lautstark gegen die Entscheidung des Schiedsrichters aufbegehrt oder sogar auf den Rasen stürmt, um ihn tätlich anzugreifen. Natürlich bleiben die Spieler von einer solchen Atmosphäre nicht unberührt.

Auch die Haltung der Massenmedien ist oft nicht gerade hilfreich. Zum Beispiel behaupteten einige deutsche Sportkommentatoren, Boninsegna habe seine Verletzung übertrieben; vier Tage darauf sei er ja wieder spielfähig gewesen. Ohne Zweifel war diese Unterstellung zumindest teilweise verantwortlich für die

Gefühle, mit denen Boninsegna ins Rückspiel ging. Nicht nur die Zuschauer müssen zu einer Wiederbelebung von Kameradschaftlichkeit und Fairness beitragen, sondern auch Presse, Funk und Fernsehen. Selbstverständlich soll der Sportberichterstatte die Leistungen der Athleten seines Landes herausstreichen. Aber warum nicht zugleich die Beispiele bemerkenswerten Sportgeists hervorheben und jeden Chauvinismus oder Rassismus im Sport brandmarken?

Für den richtigen Sportsmann kommt es nicht darauf an, wie gut ein Athlet ist, sondern inwieweit er wirklich Fairness zeigt. Diese Einstellung ist wichtig selbst dann, wenn sich der Sportler nicht mit einem Gegner aus Fleisch und Blut, sondern mit der Natur misst. Das gilt etwa für das Bergsteigen, einen Sport, der mein ganzes Leben beherrscht hat. Als die britische Mount-Everest-Expedition 1953 den höchsten Berg der Welt bezwang, unternahmen Sir Edmund Hillary und sein nepalesischer Begleiter, der Scherpa Tensing, den letzten Ansturm auf den Gipfel. Obgleich naturgemäss einer der beiden die Spitze als erster erreicht haben musste, fanden sie es mit ihrem ausgeprägten Zusammengehörigkeitsgefühl unvereinbar, dass einer allein den Lorbeer für diese hervorragende Gemeinschaftsleistung davontragen sollte. Erst auf das Drängen der Weltpresse gaben die beiden später zögernd preis, dass Hillary der erste gewesen war.

In einer seiner höchsten Formen zeigt sich wahres sportliches Verhalten, wenn es selbst persönliche Gefahren in Kauf nimmt. Bei den Olympischen Winterspielen 1968 in Grenoble nahm der britische Eisschnellläufer David Bodington am 500-Meter-Lauf teil. Gerade kam er, auf der Aussenbahn laufend, aus der ersten Kurve, als der dänische Läufer auf der Innenbahn plötzlich stürzte und auf Bodingtons Bahn rutschte. Um einen möglicherweise folgeschweren Zusammenstoss zu vermeiden, liess sich Bodington aufs Eis fallen, wobei er sich so verletzte, dass er den Lauf abbrechen musste. Für diese vorbildliche sportliche Haltung verlieh ihm das Internationale Olympische Komitee die Tokyo Trophy.

So wertvoll solche Preise für den Empfänger sind, ihre eigentliche Bedeutung liegt darin, dass sie den Geist der Fairness im Sport zu neuem Leben erwecken können. Und das tut not, weil es sonst — davon bin ich überzeugt — mit dem Sport, wie wir ihn kennen, eines Tages aus und vorbei sein wird.

Maurice Herzog, unter General de Gaulle eine Zeitlang Staatssekretär für Jugend und Sport, war Leiter der französischen Himalajaexpedition, die 1950 den Achttausender Annapurna I bezwang. Heute ist er Abgeordneter der Nationalversammlung und Bürgermeister von Chamonix.

